

kleineren Wirtschaften mußte das Getreide noch mit dem Flegel gedroschen werden, aber in der Mitte des vergangenen Jahrhunderts kamen schon die ersten Dreschmaschinen auf. Das Getreide sollte nun verkauft werden. Wohl waren in Allenburg auch schon Getreidekäufer. Doch der Damm durch die Flußniederung der Alle von Schallen bis Allenburg war noch nicht erbaut, und da die Alle bei Schneeschmelze die Ländereien überschwemmte, aber auch in Wehlau etwas mehr gezahlt wurde, fuhr man das Getreide bis nach Wehlau. Doch das gab manchen Kummer. Die Wege waren noch unbefestigt, aber der Boden durch den Frost gelockert. Die Räder klebten von Lehm zu und mußten öfter sauber gemacht werden.

Rockelheim, auf halbem Wege nach Wehlau, hatte besonders zähen Lehmboden, der den Fuhrleuten schwer zu schaffen machte. Doch trotz all dieser Beschwernisse stiegen allmählich die Erträge des Bodens. Durch züchterischen Fleiß wurde die Qualität von Pferd und Rind verbessert. Die Industrie lieferte bessere Geräte für die Bearbeitung des Bodens. Die ersten Dreschmaschinen wurden wohl ohne Reinigung, dann mit halber und schließlich mit voller Reinigung gebaut. Mähmaschinen gab es zunächst nur als Grasmäher, dann aber auch als Getreidemäher mit Ablage; sie waren vielfach amerikanischen Ursprungs: Cormik, Milwaukee, Maffee-Harrys und andere.

Man begann schließlich auch von staatlicher Seite, dem Straßenverkehr seine Aufmerksamkeit zu widmen. Auch in unserer engeren Heimat baute man Verkehrswege aus. Etwa um 1876 ist die Verbindungschaussee Tapiau—Friedland erbaut worden. So wurde das Kirchspiel für den Verkehr erschlossen. Die Wehlau-Friedländer Kleinbahn lief parallel zu dieser Straße. Sie war nur eine Schmalspurbahn, die sich keiner besonderen Beliebtheit erfreute, weil die Güter in Tapiau von der Großbahn alle umgeladen werden mußten. Sie war wohl seinerzeit mehr als Rübenzubringerbahn gedacht, als in Tapiau noch die Zuckerfabrik arbeitete. Auch im Personenverkehr war sie nicht beliebt. Sie fuhr morgens nach Tapiau und abends zurück nach Friedland, ohne sich um die Anschlüsse an die Großbahn zu kümmern. Und wenn sie wieder Verspätung hatte, sang die Jugend:

Ein alter Mann wollt sterben, wer weiß, was ihn bewegt?

Er hat sich auf die Schienen der Kleinbahn hingelegt.

Die Kleinbahn hat Verspätung und vierzehn Tage drauf

fand man den guten Alten als Dörrgemüse auf.

Im Jahre 1889 wurde die Chaussee von Friedrichsdorf nach Allenburg gebaut. Dies war ein Geschenk für uns, durchschneidet diese Straße doch das Kirchspiel in seiner ganzen Länge und verbindet uns somit mit unserem Landstädtchen Allenburg. Hierbei wurde auch der Straßendamm durch das Alletal von Schallen bis Allenburg wegen des Hochwassers erbaut. Um dieselbe Zeit entstand auch die Pflasterstraße Kl.-Engelau

nach Luxhausen. In den Jahren 1905 bis 1910 wurden den einzelnen Gemeinden mit Staatsbeihilfen und durch Eigenleistung befestigte Kieswege als Anschlußwege zur Chaussee ausgebaut. Eine Posthilfsstelle wurde in Gr.-Engelau eingerichtet, auch erhielt Gr.-Engelau um die Jahrhundertwende den ersten Telefonanschluß nach Allenburg. Zwei Postboten wurden eingestellt.

Vier Windmühlen, Ackermann in Jägersdorf, Fischer und Schirmacher in Gr.-Engelau und Marquardt in Friedrichsdorf verarbeiteten den Bauern das Getreide. Der Boden war schwer. Man mußte ihn kennen, man mußte mit ihm verwachsen sein, dann brachte er hohe Erträge. Die Fünffelderfruchtfolge war damals üblich: 1. Wintergetreide, 2. Mengkorn, 3. Hafer, 4. Rotklee, 5. Thimotheum, ein gutes MilCHFutter. Kartoffeln wurden nur in kleineren Mengen angebaut. Die Weiden waren ausgesprochene WeißkleeWeiden. War schon in den vielen Jahren durch eigene Züchtungen das ostpreußische Pferd auf eine beachtliche Stufe gebracht worden, so geschah dies erst recht nach der Gründung des „ostpreußischen Stutbuchs für schwere Arbeitspferde“. Unter Leitung seines Vorsitzenden Dr. Dietrich Born, Dommelkeim, wurden in den Ortschaften Zuchthengste von privater Seite oder von Genossenschaften auf Station gestellt. Das „Stutbuch“ besorgte die Beschaffung der Zuchthengste aus Belgien und dem Rheinland. Fast alle Arbeitspferde in den landwirtschaftlichen Betrieben waren gekörte Zuchtstuten und wurden mit gutem Erfolg als Zuchttiere verwandt. Stolz war der Bauer, auf dessen Weiden im Frühjahr sich die meisten Fohlen tummelten. Zum Teil wurden die Fohlen schon im Herbst an die Aufzüchter, es waren dies meistens Gutsbetriebe, verkauft. Soweit die Futtergrundlage vorhanden war, blieben sie im Betrieb und wurden als dreijährige auf dem Wehlauer Markt an Händler, meistens nach Westdeutschland, verkauft. Durch den Ersten Weltkrieg wurde diese Züchterarbeit stark gehemmt. Auch die Viehzucht war auf einer beachtlichen Höhe. Durch Zukauf von tragenden Sterken und Kälbern hatte der Bauer den Bestand weitgehend gefördert. Gekörte Bullen aus fettreichen Herden standen in allen Ortschaften auf Station. Auch Schweine, besonders Zuchtsauen, wurden reichlich gehalten. Hatten die Ferkel das Alter von fünf bis sechs Wochen, so konnte man sie auf dem Wochenmarkt in Tapiau günstig verkaufen. Die Schafhaltung spielte dagegen bei uns eine untergeordnete Rolle. Nur wenige Schafe wurden gehalten, die ausersehen waren, die Wolle für die warmen Arbeitssocken zu liefern. Was dann noch übrigblieb, wurde in den Tuchfabriken, z. B. in Rummelsburg (Pommern), in Anzugsstoffe umgetauscht. Die Landwirtschaft hatte schließlich einen recht beachtlichen Wohlstand erreicht. Die Vielseitigkeit der Wirtschaft machte den Betrieb weitgehend krisenfest. Die Industrie gab dem Bauern immer mehr arbeitssparende und arbeitsverbessernde Maschinen in die Hand. Gleichzeitig machte sich aber die Abwanderung der Arbeitskräfte in die westlichen Industriegebiete bemerkbar. Am treuesten waren die Deputat-

familien. Sie bekamen ihren Lohn, überwiegend in Naturalien, freie Wohnung und freies Brennmaterial, eine Kuh bei freier Weide und Fütterung, 220 Quadratruten Kartoffelacker, 37 Zentner Getreide, Stallraum für Schweine und Hühnerhaltung, den Rest in Bargeld. Dann durfte die Frau noch mitverdienen. Schon früh beginnt der Tag auf dem Bauernhof, dann mit den Melkeimern nach der nahen Weide eilen. Die Kühe müssen gemolken, die Schweine gefüttert werden. Aber auch der Bauer mit seinem Knecht und der Gespannführer vom nahen Gut sind unterwegs, um die Pferde von der Weide zu holen. Die Vogelwelt ist schon erwacht. Der Storch mit seinen deutschen Farben schwarz-weiß-rot stetzt schon im taunassen Wiesengrund umher und sucht Nahrung für seine Nachzucht. Am Bachrand schlägt die ostpreußische Nachtigall, der Sprosser, ein unermüdlicher Sänger! Der Kuckuck ruft, und aus allen Büschen singen die Laubsänger und Grasmücken. Doch sobald die ersten Roggenhocken standen, war der Kuckuck verschwunden. Seit dem Juni meldete sich der Wiesenschnarrer (Wachtelkönig) mit seinem gleichmäßigen Scharb-scharb-Ruf. Der Volksmund hat seinen Ruf gedeutet, als wollte er den Schnitter mahnen: „Scharb de Sens', hau sacht, lange Doag, kort Nacht.“ Weithin ertönt der Wachtelruf mit seinem gleichmäßigen Pickwer-zwick — Bück den Rück; oder es hieß in einem schönen Volkslied:

Und dort an dem Grasrain von Halmen umhüllt

mahnt sie den Horcher am Saatengefeld:

„Fürchte Gott, fürchte Gott!“ ruft dir die Wachtel ins Ohr.

Aber es ist nicht lange Zeit, diesen schönen Vogelstimmen zu lauschen. Das Frühstück ist eingenommen. Da ruft auch schon die Gutslocke zum Arbeitsbeginn. Noch ist es fast windstill. Kleine blaue Wölkchen stehen am Horizont. Schließlich erhebt sich ein leichter Wind. „Nu stoane de Herres opp!“ sagt der Arbeiter. Das Roggenfeld wird vom Winde wie die Wellen auf dem See bewegt. Da auf einmal erhebt sich eine weißliche Staubwolke über dem ganzen Roggenfeld und verschleiert die Sicht. Der Roggen blüht. Ein Schmunzeln geht über das Gesicht des Bauern: „Dat ward got Korn gäwe!“ spricht er vor sich hin. Doch bei diesen Betrachtungen ist es Mittagszeit geworden. Schon schlägt der Kämmerer des nahen Gutes auf einer an einem Gerüst aufgehängten Pflugschar das gleichmäßige Eins-zwei-drei, Eins-zwei-drei, das Zeichen zur Mittagspause. Doch der Hofgänger hat dieses Geklapper gedeutet „Koamt ete, koamt ete, ju fuhle Beestkräte! Kartoffel und Pelle, de soll ju sik schälle.“ Die Mittagspause wird noch zu einem kurzen Schläfchen benutzt. Dann geht es wieder an die Arbeit. Schon sinkt das Tagesgestirn im Westen. Es ist Feierabend. In kleinen Gruppen mit einem gemeinsamen Lied ziehen die Arbeiter ihrem heimatlichen Herd zu.

War auch die Arbeit in der Landwirtschaft nicht leicht, die in ihr Beschäftigten fühlten sich mit ihr und der Natur verbunden und freuten sich am Wachsen und Gedeihen und an dem Erfolg ihrer Arbeit. Der

Sommer ging mit dem Einbringen der Ernte langsam seinem Ende entgegen. Das Tagesgestirn verkürzte seinen Lauf. Rüben und Kartoffeln waren schon in Keller und Miete geborgen, Kartoffelfeuer brannten, und die Wintersaaten hatten schon den Acker mit einem hellen Grün überzogen. Ein neues Streben, ein neues Hoffen auf ein neues gutes Erntejahr hat begonnen. Noch werden die letzten Winterfurchen für die Frühjahrssaat gezogen, da singen schon wieder die Dreschmaschinen ihr eintöniges Lied in den frostklaren Wintertag. Das Weihnachtsfest nähert sich. Die Frauen haben keine Lust mehr für Außenarbeiten. Der Betriebsführer zeigt hierfür volles Verständnis, und man beschäftigt sich mit Holzeinschlag. Im Hause ein heimliches Getue! Überall riecht es nach Backwerk. Der Schimmelreiter, Storch und Bär ziehen durch das Dorf. Die Männer haben schon den schönsten Tannenbaum aus dem Frisching mitgebracht. Der Heilige Abend ist da. Die Arbeit ruht. Die ganze Gegend ist eingehüllt in eine einzige Schneedecke. Die Tannen des nahen Waldes sind dick von Schnee bedeckt. Es sieht aus, als trügen sie weiße Mäntel. Der leise Wind hat ganz aufgehört. Die letzten großen weichen Schneeflocken fallen langsam und lautlos zur Erde. Kein Laut weit und breit stört diesen Frieden der Natur. Da erheben die beiden Glocken der Groß-Engelauer Kirche ihre ehernen Stimmen über das stille Land. Fast gleichzeitig stimmen auch die Glocken unserer Nachbarkirche Auglitten ein. In der sinkenden Dämmerung antworten von weit her die Glocken von Allenburg. Sie alle rufen die Menschen zur Heiligen Nacht.

Wie's daheim war!

Nun war daheim die Erntezeit gekommen,
die vollen Garben wurden eingebracht.
Wie manch ein Liedlein wurde da vernommen;
denn diese Zeit hat Herzen froh gemacht.
Ja, alles freute sich am reichen Segen,
den man in weiter Scheuern Schoß konnt' legen.

Die Blumen prangten in dem Sommergarten,
in dem ich in der sanften Abendluft,
wenn holde Zauber sich mir offenbarten,
genossen hab' den zarten Blumenduft.
Wenn all die Lichter an dem Himmelsbogen,
gar majestätisch wurden aufgezo-gen,

dann strömte mir ein Frieden ohne Maßen
ins dankbare weit off'ne Herz hinein.
Es konnte all die Schönheit gar nicht fassen
wo auf der Welt, könnt' wie zu Haus es sein?
Die Grillen zirpten. Ich versank ins Träumen
unter des Gartens hohen alten Bäumen!

Von naher Alle, dem geliebten Flusse
klang sehnsuchtsvoll das Lied der Nachtigall.
Auch meine Seele schwang bei dem Genusse
des Liedes, das erfüllt' das stille Tal.
dann schien die ganze Welt mir zu versinken
beim Nachtigallensang und Sternenblinken.

Und wenn dann noch der Mond mit gold'nen Strahlen
zum Himmel aufstieg aus dem nahen Wald,
Wer hätte können dieses Bildnis malen,
die Schönheit und den Zauber mannigfalt!
So war's daheim —, und nirgends mehr auf Erden
kann noch einmal so schön, wie dort es werden?

Anna Walter, Dettmitten bei Allenburg

Sagen und Geschichten

Die Sage vom Zickelberg in Trimmau bei Allenburg

Nach Lehrer Harnack in Bürgersdorf bei Wehlau

Bei Allenburg, im adligen Gute Trimmau, liegt hart an der Alle ein Berg, welcher der Zickelberg heißt. Über diesen Berg führt der Steig von Trimmau nach Allenburg. Einem Mann aus Trimmau, welcher diesen Steig oft passierte, weil er in Allenburg seiner Arbeit nachging, begegnete auf demselben einst folgendes:

Eines Abends, es war gerade Donnerstag, kam er spät nach Hause. Auf dem Berge erschien ihm ein schwarzes Frauenzimmer, welches ihn freundlich anredete und zu ihm sagte, sie sei verwünscht und es liege in seiner Macht, sie zu erlösen, wenn er nämlich das tun wolle, was sie ihm sagen werde. Der Mann erklärte sich gern dazu bereit und sie fuhr fort: Die nächsten drei Donnerstage, wo du von deiner Arbeit kommst, wirst du auf diesem Berge, hier an der Stelle jedesmal etwas finden, das du küssen mußt. Tue es nur getrost, es soll neben dem meinigen auch dein Glück sein; du mußt dich aber an diesen Abenden durchaus nicht betrunken haben. Das schien ihm eine Kleinigkeit, er versprach alles und ging nach Hause. Am folgenden ersten Donnerstag, als er über den Berg ging, sah er mitten im Wege auf der bezeichneten Stelle einen großen Stein liegen, der vorhin nicht dagewesen war, er küßte denselben und gleich darauf erschien ihm das Frauenzimmer mit schon weißem Angesichte und Halse. Sie erinnerte ihn eindringlich an sein Versprechen und verschwand. Am zweiten Donnerstag, als er wieder an die Stelle kam, stand vor ihm eine schöne Blume, er küßte auch diese und wieder erschien ihm

das Frauenzimmer, schon bis auf die Hälfte ihres Körpers weiß. Nun bat sie ihn noch dringender als zuvor, ja auch zum dritten Male das zu küssen, was er auf dem Wege finden würde und ja auch des Trinkens sich zu enthalten. Er gelobte. Nun kam der dritte Donnerstag heran, wo er sein Erlösungswerk beenden sollte. Nach seiner Tagesarbeit traf er mit ein paar Freunden zusammen, welche ihn aufforderten, mit ihnen im Wirtshause ein Glas Bier zu trinken. Er tat's; aber es blieb nicht bloß beim Trinken, sondern kam auch zum Betrinken. Er griff zwar, treu seinem Versprechen, nach Mütze und Stock, um sich zu entfernen, doch so leicht ließen ihn seine Freunde nicht fort, sie hielten ihn fest und er mußte es mit ihnen halten. Ziemlich spät begab er sich auf den Heimweg. Als er auf den Berg und an die Stelle kam, wo er vorhin Stein und Blume gefunden und geküßt hatte, sah er eine Kröte liegen.

Nein, sprach er, die zu küssen ist mir unmöglich. Kaum hatte er das gesagt, so hörte er das Frauenzimmer rufen: Ach, warum nicht auch diese, dann wär ich erlöst gewesen! Und wehklagend sank die Stimme tiefer in den Berg hin: Jetzt wird mich niemand erlösen.

Aus: „Neue Preußische Provinzblätter“

Der versunkene Kahn bei Bürgersdorf

Von Harnack in Bürgersdorf

Beim Kämmereidorfe Bürgersdorf, unweit des Wehlau'schen Försteretablissements Pickertswalde befindet sich eine bruchige Stelle, die das Gequebbe genannt wird. Hier soll vor Jahren ein Reisekahn untergesunken sein, den der Nebel vom unterhalb vorbeifließenden Pregel in die Luft gehoben hatte. Ein jetzt über 70 Jahre alter Ausgedinger in Bürgersdorf erzählte (das war 1849), daß sein Großvater gesagt habe, einer von seinen damaligen Nachbarn habe den Ring vom Maste abgeschlagen. Noch vor kurzem will man, etwa einen Fuß unter der Erdoberfläche des Sprindes, den Mast des Kahnes wahrgenommen haben. Jetzt ist die ganze Stelle mit einer flachen Erdschicht überzogen, so daß selbst Pferde darauf weiden können. Der Kahn soll mit Salz beladen gewesen sein und daher ist das Wasser, welches sich daselbst ansammelt, sehr salzig.

Wie der Wehlauer Fuchsberg entstand

Nach Erzählungen von Wehlauer Altsitzern

(Vorbemerkung: Der Fuchsberg liegt auf der linken Seite des Pregels nach Tapiau heraus.)

Der Teufel ging einmal die Wette ein, in einer Nacht wäre es ihm möglich, den Pregel zuzuschütten. Da er den Sand von weither holen mußte, versäumte er sich sehr. Schon war er in der Nähe des Pregels, da schallte von der Rathausuhr 12. Die Wette war für ihn verspielt. Mit

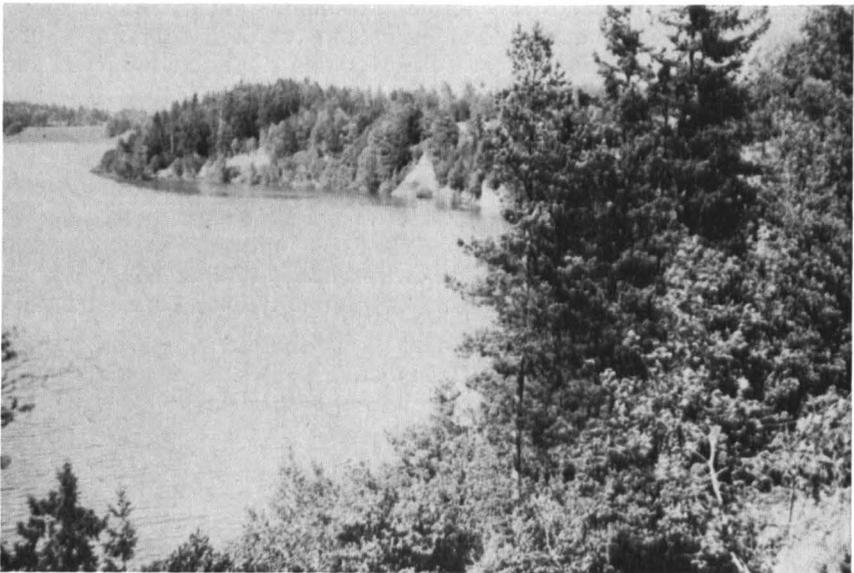
einem fürchterlichen Fluch ließ er den Sandsack fallen und verschwand. Daher kommt es, daß mitten in ebenem, feuchtem Land ein Sandberg steht. Noch lange konnte der Teufel die verlorene Wette nicht verschmerzen. Denn viele Leute bezeugten, daß er dort um Mitternacht in Gestalt eines Ziegenbockes spuke.

Nach einem anderen Bericht soll dort ein Schloß gestanden haben, das versunken ist.

*Die Sage vom Hausenberg
an der Alle, unweit Gundau am Wohnsdorfer Stausee*

Auf dem Hausenberg stand einstmals ein Schloß, das durch einen bösen Zauber versunken ist. Vor wenigen Jahren war noch auf dem Hausenberge ein Loch zu sehen, wenn man dort einen Stein hinunterwarf, so hörte man, wie der Stein das Dach hinunterrollte.

Bei Vollmond fuhr ein Fischer auf der Alle. Er hatte schon viele Fische gefangen, die den Boden seines Kahnés bedeckten. Als er in die Nähe des Hausenberges kam, erschien dort eine schwarze Gestalt, die etwas über den Fluß rief. Da sprangen die Fische ins Wasser, schwammen an Land und liefen, als Schweine verwandelt, den Abhang zum Hausenberg hinauf, das letzte war ein schwarzes.



An diesem Hochufer des Wohnsdorfer Stausees bei Gundau lag der Hausenberg, eine ehemalige pruzzische Ringwallburg, von der die Sage berichtet

Von der Wunder grossen Eyche bey Wehlaw
(Hennenberger)

David sagt Psalm 9 „So sollen wir ihm billig nach unserm vermögen“ folgen, „und Gottes wunderwerk auch, ja zumtheil, so viel möglich erzehlen.“

Nicht weit von Wehlaw, ober dem Pregel, an der Landstrassen von Königsberg nach Rangnitten, da ligt ein Dorff Oppen genannt, da stand noch für wenig Jahren in einem Garten ein alte Eychen, ungläublicher Dicke, auf welche grosses Geld und Gutt verwettet ist worden, denn der sie nicht gesehen, glaubts nicht leichtlich. Ich glaube auch selber nicht das grosser Baum, nach der Sindtflut gewesen, auch werden werde, als diese gewesen ist. Diese Eyche war inwendig holl, und so weit, das einer mit einem grosseu Gaul heinein rittet, und darinnen sich mit dem Gaul herumwerffen, oder tummeln kondle. Wie denn solches auch hochlöblicher gedechtnis Marggraff *Albrecht* der Elter in Preussen Herzog auch der jetzige blöde Herr Marggraff *Albrecht Friedrich* gethan haben.

Sie ist aber zuuorn, da sie noch grün gewesen, und ihre Borken gehabt, hat, 27 Ellen dick, unthen ben der Erden herumb zu messen gewesen, wie man das Zeugnis und mas, von im Erbarh Rath der Stadt Wehlaw kann kriegen, und ich selbst von dem Rath daselbsten unter ihrem Siegel, das ein Zeugnis habe aufzulegen und zu beweisen. Solcher Eychbaum ist nun umbgefallen, denn schier jedermänn so dahin gekommen, ihn zu besuchen, hatte seines namens erste Buchstaben zeichen oder mark, und Jahrzahl, darin gehauen oder geschnitten, das sie also verdürren und verderben mußte.

Hartknock über die große Eiche bei Oppen.

„Ob nun aber etwa einer von den alten Preußischen Götzen aalhie angebetet, kan man wegen Mangel aller Beweissthümer nicht wissen. Vermuthlich ist es aber, daß allhie etwas gewesen sen, weil auch in unterschiedlichen andern kleineren Eichen, die entweder wegen Alters oder auch sonst mit Fleiß ausgehohlet waren, die Weiber haben Schlangen halten, ihnen Milch vorzusetzen, und auch Göttliche Ehren anzuthun pflegen.“

Der Eichenbaum

Du Eiche alt, am Mühlenfließ
ob meiner Väter Hütte,
ob meinem Kinderparadies
gewähr mir eine Bitte.

O sag, warum stehst du noch dort
wo alles längst vorüber,
die Müllerkinder zogen fort,
die Mühle brannte nieder.

Vernarbt ist längst die Räderspür
der frohen Fahrensleute.
Verstummt das Leben, Schemen nur,
was stehst du dort noch heute?

Ich steh' hier unerschütterlich
noch viele Mond' und Sonnen,
ich grüne und verjünge mich
und warte auf dein Kommen.

Ernst Deutschmann

Von Teufelssteinen werden folgende Sagenbruchstücke erzählt

I. Der Teufel trug den Stein auf der Schulter. Er wurde ihm zu schwer. Da warf er ihn zur Erde, schlug mit der Hand herauf und sagte: „Da ligg!“ Der Eindruck soll noch zu erkennen gewesen sein.

II. Ein Mensch wollte in den Himmel steigen. Er fing an, einen Strick aus „Erbsenstroh“ zu drehen. Unten riß er immer ab und band es oben weiter an. Da riß doch der Strick. Der Mensch fiel herunter und schlug ein Kreuz in den Stein.

III. Knechte, die Pferde hüteten, spielten auf dem Stein Karten. Es gesellt sich ein feiner Herr zu ihnen, der mitspielt. Beim Spiel schlägt er mit der Faust auf den Stein, daß eine Seite gleich tief in die Erde einsinkt. (Pik ist Trumpf.) Da erkennen erst die Knechte an dem Pferdeschurz, daß es der Teufel ist und laufen fort.

*Vom Bismarcksgarten, Auerochsenhügel und Bieberwiesen
im Leipener Forst*

In der Leipener Forst an dem Weg nach Gertlauken ist der sogenannte Bismarcksgarten angelegt. Bismarck-Gedächtnis-Eichen von 1885 sind es. Nicht weit davon auf der rechten Seite liegt inmitten der sogenannten Neukelwiesen der Auerochsenhügel. Er ist 1905 errichtet. Früher hat hier eine Scheune gestanden, in der wurden die letzten Auerochsen gefüttert. (Rezeß von Pettkihnen.) 1756 soll der letzte Auerochse Ostpreußens in dieser Forst erlegt worden sein. (Mündliche Angaben des Försters, Revierförster E d e l m a n n , Neu-Weißensee.)

In der Leipener Forst, zur Gemarkung Weißensee gehörig, liegen die Bieberwiesen (Rezeß weist Schreibung mit ie und auch ohne e auf). Größe 9,83,26 ha. Dient bis 1895 als gemeinsame Weide. Die Heuernte wird in Losen verteilt. Am 8. März 1895 wird Rezeß abgeschlossen und die Wiesen an die Interessenten verteilt, Grenzen festgesetzt, desgleichen Regulierung der Wege und Gräben.

Prinzenplatz im Sanditter Wald. Inschrift im Stein leider nicht mehr zu entziffern, König Friedrich Wilhelm IV. war hier auf

der Reise nach Rußland als Kronprinz, Jahr nicht zu ermitteln. Er wollte beim Grafen von Schlieben - Sanditten Frühstück einnehmen. Letzterer bedauerte, den Prinzen nicht aufnehmen zu können, weil sein Haus nicht dazu eingerichtet sei, einen königlichen Prinzen aufzunehmen. Also wurde hier draußen Rast gehalten. Begrüßung durch Vertreter der Stadt Wehlau. Im nächsten Jahre erhält der Graf von Schlieben aus königlichen Mitteln Thaler zur besseren Einrichtung seines Schlosses.

*Die Sage vom Kapuzinerberg und „Nassen Reiter“
zwischen Wilkendorf und Nalegau*

Von Franz Klein

In den Jahren 1919 bis 1930 besuchte ich immer meinen Onkel, der in Wilkendorf einen Bauernhof hatte. An manchen Abenden kam der Windmühlenbesitzer von Wilkendorf — Waschke — über die Dorfstraße, um auf der Bank vor dem Hause zu plaudern. Er war immer gerne gesehen, da er ein guter und witziger Erzähler war. Des öfteren kam dann auch das Gespräch auf den „Kapuzinerberg“. Mein Onkel und meine Tante haben mir damals bestätigt, daß sie persönlich zweimal das nachstehend geschilderte Erlebnis der Sage hatten, ohne jedoch den „Reiter“ gesehen zu haben, aber sie wären durch das Verhalten der Pferde sehr verängstigt gewesen.

Zum Verständnis wäre etwas über die Bedeutung der „Hohlwege“ früherer Zeit zu sagen. Es gab Verkehrsbehinderungen in Hohlwegen durch Schneeverwehungen und schwieriges Manövrieren mit Pferdewagen beim zufälligen Begegnen, da es sich fast immer um unbefestigte Feldwege handelte. Wenn ein Hohlweg rechtwinklig einen anderen Weg kreuzte und man plötzlich, ohne etwas gesehen oder gehört zu haben, jemanden auf seinem Wege vor sich sah, der aus dem Hohlweg gekommen war, gab es Schwierigkeiten.

Sei es, wie es sei! Die Sage vom Kapuzinerberg kann vielleicht nur in diesen Zusammenhängen verstanden werden.

Wilkendorf liegt etwa 2,5 km NO vom Kirchdorf Petersdorf. Etwa 4 km östlich von Petersdorf liegt, ebenfalls an der Reichsstraße 1, das Dorf Taplacken. Von Wilkendorf nach Taplacken führt ein Feldweg, der den Kapuzinerberg berührt. Wenn man nun von Wilkendorf nach Taplacken diesen Feldweg fuhr, ergab sich folgende Situation: Aus der Südostecke von Wilkendorf führte dieser unbefestigte Feldweg gleich durch einen hohen Hohlweg ziemlich weit und steil bergan. Rechts vom Weg fiel dann das Gelände ab und es befanden sich dort Torfwiesen. Hier wurde jedes Jahr Torf gestochen, und es befanden sich dort große, tiefe mit Wasser gefüllte „Torflöcher“. Nach ca. 1,5 km führt rechtwinklig ein Feldweg zum Dorf Nalegau links ab. An dieser Stelle befindet sich der Kapuzinerberg. Der Beginn dieses Feldweges nach Nalegau war wieder ein kleiner Hohlweg.

Nun zur Sage:

Wenn jemand nachts um 24.00 Uhr mit dem Fuhrwerk zu dieser Wegabzweigung auf dem Kapuzinerberg kam, wurden die Pferde plötzlich ohne ersichtlichen Grund unruhig. Befand man sich noch etwa 50 bis 100 Meter vor der Wegabzweigung nach Nalegau, fingen die Pferde an zu schnauben, zitterten, wurden schweißnaß und versuchten aufzubaumen und auf dem engen Feldweg umzudrehen. Konnte sie dann nicht ein Mitfahrer am Zaumzeug festhalten, zerrissen sie das Geschirr, zerbrachen die Deichsel und rasten den Weg zurück. Dann sahen die zurückgebliebenen verstörten Wageninsassen aus dem Nalegauer Weg einen schwarzen Reiter über den Kapuzinerberg galoppieren. Sein ebenfalls schwarzes Pferd hatte glühende Augen und jagte wie der Sturmwind zu den Torfwiesen hinunter, wo es dann mit dem Reiter verschwand. Aber das unheimlichste war, daß der schwarze Reiter seinen Kopf unter dem Arm trug. War der Spuk dann verschwunden, beruhigten sich langsam die Pferde, waren aber schweißnaß und noch nach Stunden nervös und schreckhaft. War man jedoch bereits über die Wegabzweigung hinweg, waren die Pferde nicht zu halten und „gingen durch“, wie man in Ostpreußen sagte. Da soll manch ein Wagen umgekippt sein. Konnten sich dann die Wageninsassen umsehen, erblickten sie den „schwarzen Reiter“ im Sturmritt ohne Kopf zum Torfmoor hineilen. Wer aber den „schwarzen Reiter“ sah, hatte ein ganzes Jahr lang Unglück, kein Wunder, daß alle, die nachts an dieser Spukstelle vorbeifuhren, den Kopf einzogen und nur auf die Pferde achteten.

Die Sage des „Nassen Reiters“ vom Seebruch bei Gr.-Weißensee ist inhaltlich wohl ähnlich gewesen wie die Sage vom Kapuzinerberg unweit Wilkendorf. Jedoch wird am Pregel zwischen dem Gut Kuglacken und der Domäne Taplacken auch eine Begebenheit über den „Nassen Reiter“ erzählt. Dort liegt etwa ein Kilometer von Kuglacken entfernt ein einsames Häuschen, das auf der Karte den Namen „Nassenreuter“ trägt. Frau Gertrud Quandt, eine fast 80jährige Dame, die in Kuglacken geboren wurde und dort ihre Kind- und Jugendzeit verlebte, wußte Näheres über den „Nassen Reiter“ zu berichten. Sie schreibt: Zu dem Gute gehörte eine historische Gedenkstätte „Nasser Reiter“. Diese wurde zu Ehren eines tapferen Soldaten erhalten, der während der Schlacht bei Groß-Jägersdorf den Pregel bei Hochwasser mit einer sehr wichtigen Meldung überquerte und kurz vor dem Zugriff des Feindes die andere Seite des Pregels erreichen konnte. Es war ihm kein Denkmal gesetzt worden, sondern ein Häuschen errichtet worden, das fortan vom Gut erhalten werden mußte. Hier wohnte früher der Schäfer.

Der Streit um die Turmuhr

Um das Jahr 1775 entstand zwischen dem Magistrat der Stadt Tapiau und der Kirche ein Streit um die Turmuhr. Seit vielen Jahren war die Uhr schadhaft. Die Garnison beschwerte sich darüber, weil sie die einzige

öffentliche Uhr im Ort war, nach der sich die Soldaten richten konnten. An 6 Sonntagen durfte die Kirche eine Kollekte für die Uhrreparatur halten, die 55 Taler erbrachte. Amtmann Peterson von Kleinhof stiftete 30 Taler dazu, die aber der Magistrat in Empfang nahm und 12 Taler zulegte, die er erspart hatte. Der von der Stadt zu besoldende „Uhrsteller“ hatte drei Jahre sein Amt nicht auszuüben brauchen, weil die Uhr stehengeblieben war. Ohne den Kirchenrat zu fragen, ließ der Bürgermeister durch den Königsberger Uhrmacher Lippert die Uhr reparieren. Die Kirche war empört, um so mehr, als die Uhr nach sechs Monaten wieder stehenblieb und nicht in Gang zu bekommen war. Die Kirche beschwerte sich bei der Regierung, die dem Magistrat mitteilte, „daß hinfüro mit der dasigen Kirchen-Uhr nichts zu tun machen müße, als das fixierte Gehalt an den Uhrsteller jährlich aus der Kämmerey zu zahlen“. Die Kirche ließ die Uhr gründlich erneuern, und den Rest an Reparaturkosten mußte auf Regierungsbefehl dann der Magistrat nachzahlen.

Der Sünderberg

Zwischen der Stadt Tapiau und dem Gut Eissingen befindet sich eine kleine Geländeerhöhung, genannt der Sünderberg.

Von ihm wußte „Ohm Krüger“, ein hochbetagter Brunnenbauer, zu erzählen: „Hier wurden vor langer Zeit Diebe, Räuber und Mörder, auch Weiber mit dem ‚Bösen Blick‘ gerichtet. Kleineren Dieben schnitt man die Ohren ab oder hackte ihnen eine Hand ab. Bei schwereren Verfehlungen wurden sie auf das Rad geschnallt und machte sie mit ‚Seilers Tochter‘, am Galgen bekannt.“

Mit dem Berg hat es eine besondere Bewandtnis. Es wuchs auf ihm die Reichtum versprechende Johanniswurzel. Ihre Zauberkraft habe sie aber nur, wenn sie um die Mitternachtsstunde in der Nacht vor Johanni gegraben werde.

Obleich der Berg verrufen war, es sollten die Geister der Gerichteten besonders in der Johannisnacht umgehen, wollte ein armer Schlucker die Wurzel heben, um reich zu werden. Er machte sich auf, um pünktlich beim Glockenschlag um Mitternacht die Wurzel auszugraben. Als das Loch gegraben war, fehlte nur noch eine Minute an zwölf Uhr. Er bekam die Wurzel zu fassen und zerrte die lange Wurzel heraus. Da schlug die Uhr, und aus dem Loch sei eine feurige Katze mit Zischen und schrecklichem Getöse aus dem Loch gefahren.

Der arme Schlucker sei darüber so entsetzt gewesen, daß er ohne die Wurzel und sein Handwerkszeug davongesprungen sei. Der Schreck sei ihm so in die Glieder gefahren, daß er Zeit seines Lebens geschlottert und gestottert habe: „Es wär de Katerkopsche, es wär de Katerkopsche.“

Seit dieser Zeit hätte die Kirchturmuhre nie mehr geschlagen. Das konnte sie auch nicht, da sie kein Schlagwerk hatte. Und der Magistrat beschloß, den „Sünderberg“ zum Stadtwald aufzuforsten.

Übrigens war „Ohm Krüger“ ein Pfiffikus. Als ihm bei der Gesellenprüfung der Vorsitzende der Kommission, damals noch ein Regierungsbeamter, fragte, ob er auch eine Quadratwurzel ziehen könnte, antwortete er: „Mich ös noch keine nich beegnet, aber sollte sie mich einmal inne Quere koame, so hoffe ich, ihr mittels Hebel und Brechstange zu ziehen.“ Als Veteran des 66er und 77er Krieges war er königstreu und trug einen Kaiser-Wilhelm-Backenbart.

Bei der Wahl nach der Revolution 1918 sollte er vom Wahlhelfer zum Wahllokal gebracht werden. Er verweigerte sein Kommen mit den Worten: „Sä hebbe mi nich gefroagt, wie sä dem Kaiser Wilhelm afgesetzt hebbe, nu bruuke sä mi ok nich tom wähle!“

Aus dem Volksmund

Was man so sagte!

1. Wer nicht wagt, kommt nicht nach Wehlau (über die klapprige Holzbrücke [Lange Brücke]).
2. Wer zuviel wagt, kommt nach Tapiau (in die Besserungsanstalt).
3. Er will über die Wehlausche Brücke springen.
4. He öss e Pracherterrieter. (Spottnamen für die Bewohner des Kirchdorfes Goldbach.) Der Sage nach sollen sie ruhig zugesehen haben, wie ihre Hunde einen Bettler zerrissen. (Noch jetzt sollen sie „Flicker von den Kleidern des zerrissenen Bettlers zwischen ihren Zähnen haben“. Die Neigung zur Klätscherei und zum „Schänden“ wird ihnen von ihren Nachbarn nur zu bereitwillig zugesprochen.)
5. Der Pregel muß alle Jahr ein Opfer haben.
6. Es ist über Schaberau inne Richt. Ein bedeutender Umweg, unnütze Arbeit. Von Tapiau nach Wehlau führt über Feld ein Richtweg; man kam jedoch von demselben sehr leicht ab, und konnte nach dem außer der Tour liegenden Dorf Schaberau kommen und hat dann nach Wehlau einen weiten Umweg.
7. Sie muß in die Plibischker Mühle. Auch mit dem Zusatz: wo die alten Gesichter jung gemacht werden. (Die heiratslustige alte Jungfer.)
8. Er will über den Pregel springen.
9. Dat blößt böt öinne Pareschwolsche Gröttopp (Paterswalde).
10. Sie kommt auf die Zehlau (nämlich gar zu stolze Mädchen, die jeden Freier abweisen).
11. Er ist aus dem Hindemacherwinkel. (Aus der Gegend Stampelken, Uderballen. Als die Füchse in dieser Gegend so überhand nahmen, daß kein Mittel helfen wollte, sollen die Bewohner aus abgelegten Kleidern und ähnlichem Hunde gefertigt und sie vor die Ställe u.s.f. aufgestellt haben.)
12. Hö isse Löschketräger. (Aus Pregelswalde.)